Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 37 (1961-1962)

Heft: 7

Artikel: Westlicher als der Westen : eine Deutung der schweizerischen Neutralität

Autor: Roth, Daniel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073935

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Westlicher als der Westen

Eine Deutung der schweizerischen Neutralität

Von Daniel Roth

Illustration von Fritz Hellinger

Kürzlich traf ich einen guten alten Zürcher Bekannten. Wir hatten uns nach der Studentenzeit noch dann und wann gesehen, aber seit acht Jahren nicht mehr. Nun waren wir erfreut, daß wir uns anscheinend näher waren, als wir wohl beide dachten. Da sagte er nach etwa einer Stunde: «Ich bin dann für die EWG. Nicht etwa aus wirtschaftlichen Gründen – aus Idealismus. Da sollten auch wir Schweizer mitmachen.» Mit einem Schlag wurde es kühl zwischen uns. «Da stehe ich leidenschaftlich auf der anderen Seite.» Diese meine Antwort muß sehr scharf gewesen sein. Denn mein Bekannter erwiderte: «Es ist ja gut, daß es noch die Meinungsfreiheit gibt bei uns.» Und dann redeten wir von anderen Dingen.

Gegen Ende des Gesprächs fragte mein Bekannter unvermittelt: «Du, stimmt es, daß X. ein antikommunistischer Scharfmacher ist?» Es geschähen nämlich gräßliche Dinge im Zeichen des Antikommunismus. Und mein Gesprächspartner erwähnte den Fall jenes prominenten Kommunisten, der eine Zürcher Landgemeinde verlassen mußte, weil vor allem die Mitschüler seinem Buben das Leben schwer

machten. Ich konnte ihn beruhigen. Solche Exzesse billigte X. keineswegs. Dann mußten wir leider wegen anderweitiger Verabredungen das Gespräch abbrechen. Was ich nicht mehr sagen konnte, möchte ich hier nachholen, weil mir die Haltung meines Bekannten für eine zwar nicht sehr große, aber auch nicht ganz unbedeutende Zahl von Schweizern typisch scheint, für die sogenannten Nonkonformisten. Das sind Leute, die aus Prinzip immer gegen die herrschende Meinung sein wollen. Naturgemäß ist diese Haltung unter jüngeren Leuten speziell verbreitet. An diese wenden sich daher die folgenden Zeilen ganz besonders.

Der verfemte Antikommunismus

Der Fall jener antikommunistischen «Sippenjagd» liegt nun immerhin über fünf Jahre zurück. Er war eine Reaktion auf die Unterdrückung des Ungarn-Aufstandes durch die Sowjetunion. Seither hat sich bei uns, soviel ich weiß, kaum Ähnliches ereignet. Die Kommunisten aber haben weiter Millionen von Menschen liquidiert, sei es durch Tod, sei es «bloß» durch Gefangenschaft und «Gehirnwäsche». Diese Feststellung ist keine Entschuldigung für jenen Exzeß. Aber sie stellt die Maßstäbe wieder her. Und vor allem ist ein solcher Vorgang, dem man meintewegen auch noch einige andere übertriebene Reaktionen hinzufügen mag, kein Argument gegen den Antikommunismus an sich. Und ist es nicht dieser, den mein Bekannter im Grunde treffen wollte?

«Qui vole une épingle, vole un bœuf», heißt ein französisches Sprichwort. Mein Bekannter aber dürfte sicher ebenso wie ich doch lieber mit Mitmenschen zusammenleben, von denen hie und da einer einen Bleistift entwendet, als mit solchen, die uns unser ganzes Hab und Gut rauben. Und einzelne Ungerechtigkeiten verhalten sich zur systematischen Vernichtung der Persönlichkeit bei Hunderten von Millionen Untertanen wie ein leicht gesprenkeltes Weiß zu Pechschwarz. Antikommunismus heißt ja zunächst nichts anderes als eine Geisteshaltung, die verhindern will, daß auch wir unter die Räder jenes Systems geraten, das jede Eigenwilligkeit, alles Andersartige, zuvorderst auch den Nonkonformismus, auszulöschen trachtet.

Ich hatte als Auslandkorrespondent häufig Gelegenheit, mit einem sowjetischen Pressechef zusammenzukommen. Dieser hatte auch einmal eine Funktion an der Berner Sowjetbotschaft ausgeübt. Nach vielen Jahren rätselte er noch immer daran herum, weshalb in der Schweiz für ihn der Kontakt so schwierig war. Und immer wieder kam er auf meine schweizerischen Kollegen, auf meine Frau und mich zu, um mit uns über die Weltpolitik zu disputieren. Es schien ihn nicht einmal eine Diskussion mit Vertretern der Weltmacht USA, mit Engländern oder Franzosen, geschweige denn mit Deutschen so sehr zu fesseln, obwohl er ständig wiederholte: «Mit euch Schweizern kann man nicht reden!» Ihn intrigierte unsere starke, auch nicht durch Höflichkeit übertünchte Überzeugung. Man glaube also ja nicht, daß die konsequente antitotalitäre Haltung unseres Volkes auf die Intelligenteren unter den Vertretern der kommunistischen Welt keinen Eindruck mache, sofern sie damit in Berührung kommen.

Nun ist zwar nicht zu bestreiten, daß der Kampf gegen ein anderes Regime immer die Gefahr einer inneren Anpassung an den Gegner in sich birgt. Das zeigt gegenwärtig die Kampfweise der Algerienfranzosen; sie ist indirekt aus dem Studium der kommunistischen Taktik in Ostasien durch französische Offiziere hervorgegangen. Weil seinerzeit unsere Altvordern eine solche Gefahr der Anpassung an den Gegner erkannt hatten, haben sie nach Marignano darauf verzichtet, sich weiter in europäischer Machtpolitik zu versuchen.

Aber auch wir heutigen Eidgenossen huldigen ja bei allem Antikommunismus im allgemeinen keinen Kreuzzugsideen gegen die Sowjetunion. Niemand von uns ist verrückt genug, zu verlangen, die Schweiz sollte sich so organisieren, daß sie eines Tages mit einem Fallschirmtrupp den Kreml ausräumen oder mit Atombomben Rußland vernichtet könnte. Bei uns geschieht doch im allgemeinen nichts anderes, als daß die Bürger versuchen, ihre Mittel – die öffentliche Meinung, einen gewissen wirtschaftlichen Druck und die persönliche Beeinflussung – zur Aufrechterhaltung der Freiheitsrechte einzusetzen. Auf daß der Staat dies eben nicht tun müsse! Und das ist genau die Art, wie sich eine gesunde Demokratie gegen den Geist der Unfreiheit wehrt.

So war es ja auch zur Zeit der Abwehr gegen den Nationalsozialismus. Gewiß war der größere Teil unseres Volkes gar nicht anfällig

für diese gräßliche Seuche. Aber daß es nur wenige Prozent waren, die sich ihr halbwegs zuwandten, war mit ein Erfolg des Druckes der öffentlichen Meinung. Es wäre, so wird wohl auch mein Bekannter zugeben müssen, um jeden schade, der damals nicht durch eine wachsame Bürgerschaft von der Verirrung bewahrt worden wäre. Die politische Freiheit besteht darin, daß der Staat sich nicht in die Auffassungen der Bürger einmischt. Es ist eine völlige Verkennung der Tatsachen, zu meinen, das bedinge, daß auch die Bürger sich gegenseitig politisch einfach in Ruhe lassen sollten. Die politische Freiheit ist eine difficile Pflanze; sie kann dort am besten gedeihen, wo eine gesunde Gesellschaft die Extreme in Schranken zu halten weiß.

In dieser Hinsicht sind, wie wir alle aus der Schule wissen, die alten Eidgenossen doch zu wenig wachsam gewesen gegen das Eindringen der höfischen und freiheitsfeindlichen Sitten aus dem Reich der Bourbonen. Die Gefahren einer Anpassung im Kampf haben sie vermieden, sie sind aber der Verführung durch die vergoldete Propaganda erlegen, die den blutigen Protestantenverfolger und Willkürherrscher Ludwig XIV. zum «roi soleil» erklärte. Etwas Ähnliches ist es, was die heutigen Antikommunisten in der Schweiz gegenüber der Ausstrahlung machtvoller Geborgenheit verhindern wollen, die vom gewalttätigen Sowjetherrscher Chruschtschow ausgeht. Wir haben uns zwar bisher auch da wieder als erfreulich immun erwiesen. Aber es wäre eine Täuschung zu meinen, die gleichsam archetypische Faszination, welche jene Figur ausübt, bleibe ohne Wirkung auf uns Eidgenossen – man braucht bloß einen Psychiater zu fragen, um zu erfahren, welch große Rolle Chruschtschow in den Träumen mancher Eidgenossen spielt.

Der Kommunismus dürfte mit der Zeit noch manche solche Typen hervorbringen, die unser Unterbewußtsein durch ihre Rücksichtslosigkeit beeindrucken. Die eigentliche Gefahr für uns liegt dabei in einer langsamen Abnutzung unserer Gegenkräfte sowie in einer allmählichen Anpassung an einen sich äußerlich zivilisierenden Kommunismus. Unsere Abwehr wird daher umso wirksamer sein, je ruhiger und überlegter wir die Sache nehmen. Das heißt aber gerade, daß wir alle in jedem Einzelfall auf der Hut sind.

VEXIERBILD
aus der Zeit des Jugendstils

Wo ist der Maler?

Der scheinbare Widerspruch

Aber ist es denn nicht ein Widerspruch zu einer solchen konsequenten Haltung, wenn wir es ablehnen, die schweizerische Neutralität aufzugeben und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, der EWG, voll beizutreten? Ist in diesem Punkt nicht mein Bekannter, mit dem ich das Gespräch hatte, das den Ausgangspunkt dieser Betrachtungen bildet, konsequenter? Hat unsere Neutralität noch einen Sinn, wenn Frankreich, die deutsche Bundesrepublik und Italien, also die Hauptvertreter der drei Sprachgruppen, zu denen die Schweiz gehört, sich zu gemeinsamer Abwehr der auch uns drohenden Gefahr zusammenschließen? Scheint nicht ein eklatanter Widerspruch darin zu liegen, daß die meisten unserer Zeitungen eine möglichst starke westliche Integration unserer Nachbarn als

das einzig Richtige bezeichnen und für uns jede ähnliche Bindung ablehnen?

Nun, der Sinn unserer Neutralität – das sei vorweggenommen – liegt jedenfalls nicht darin, daß ein Teil unseres Volkes sich mehr zu Deutschland, ein anderer mehr zu Frankreich würde hingezogen fühlen. Das war eigentlich nur einmal, zu Beginn des Ersten Weltkrieges, wirklich der Fall. Unsere Vorfahren hatten seit 1515 an der Neutralität gezimmert, weil sie überzeugt waren, daß durch diese Politik unsere Form der Freiheit am besten gegen die grundverschiedene Lebensordnung aller unserer Nachbarländer bewahrt werden könne. Die Frage ist, ob diese Unterschiede heute noch in wesentlichem Maß bestehen und ob sie gegenüber dem Gegensatz zwischen Freier Welt und Kommunistischem Block noch ins Gewicht fallen.

Trotz allem ein Abgrund

Was die Deutschen betrifft, so haben diese gewiß seit Hitlers Zeiten, wie man so sagt, etwas gelernt. Ja, in der Bundesrepublik geht zurzeit ein zu wenig beachtetes, phantastisches Phänomen vor sich: gewissermaßen eine totale Verbürgerlichung des Lebens in neuer Form. Feudalgewalten, Dynastien, Offizierskasten, Industriebarone, Parteiapparate hatten sich bisher abgelöst im Darniederhalten jenes starken Zuges zum Bürgerlichen, der schon immer in den Deutschen gesteckt hatte. Seit 1945 wird nun dieses Streben von keiner Macht mehr eingedämmt. Mit unglaublicher Wucht dehnt es sich aus, erfaßt alle Stände und verweist sogar die ehemals so virulente sozialistische Ideologie ins Museum. Keiner unter den deutschen Arbeitern und Bauern, mit denen ich gesprochen habe, der nicht eine gute bürgerliche Existenz als sein Lebensideal bezeichnet hätte! Und auch die meisten Politiker in den großen Parteien, die über 90 Prozent der deutschen Wähler repräsentieren, bekennen sich heute zu dieser Tendenz.

Aber gerade die Totalität dieser neuen Erscheinung macht wieder skeptisch. Irgendwie hat man das Gefühl, daß der größte Teil dieser Menschen in zehn Jahren wieder von einer völlig anderen Ideologie erfüllt sein könnte. Die fortbestehende Labilität des deutschen Volkscharakters, sein Hang zum Faustischen, zum Absurden und zur Selbsterniedrigung, ist mir nie so stark bewußt geworden wie im Gespräch mit einem Politiker, der jetzt einen Kabinettsrang in Bonn innehat. Er verteidigte Minister Schäffer, der sich Adenauer zur Verfügung gestellt hatte, um ihn in der rechtswidrigen Entmachtung der Länder auf dem Gebiet des Fernsehens zu unterstützen: «Daß der Schäffer ein Föderalist bis ins Mark ist und nichts, aber auch gar nichts ihn von dieser Überzeugung abbringen kann, werden Sie mir doch glauben. Daß er sich dennoch dazu hergegeben hat, Adenauer in Treue beizustehen, das ist wahres Heldentum!»

Zwischen dieser Auffassung und dem, was wir Schweizer unter Politik verstehen, klafft ein Abgrund, wie er überhaupt nicht tiefer sein könnte. Aber auch das «laisser aller», das «désintéressement» der Franzosen an ihrem Staat, deren Zug zum Anarchischen und zu ständigen Revolten – was alles wieder einmal dazu führte, daß einem Einzelnen die ganze Macht übergeben werden mußte – entsprechen nicht unserem Streben nach geordneter Freiheit. Es besteht die Gefahr, daß die EWG ein Staatsgebilde werde, das gleichsam von französischen Offizieren und deutschen Unteroffizieren geführt wird. So sehr wir uns freuen, daß damit der zerstörerische deutsch-französische Gegensatz überwunden wird – aus deutscher Tüchtigkeit und deutscher Disziplin im Dienst des raisonierenden, zentralisierenden und bürokratisierenden politischen Geistes der Franzosen erwächst uns eine Bedrohung, wie wir sie in dieser Art außer in der Zeit nach der Französischen Revolution noch nie gekannt haben.

Diese neue Gefahr ist verführerischer als alle bisherigen. Die französische Lebensform hat ja für viele Menschen mehr für sich als die unsere, und auch die italienische und die deutsche bergen in sich durchaus lebenswerte Möglichkeiten. Und wenn sie sich weiter zum Schöpferischen entwickeln, könnte uns das über die Unterschiede hinwegtäuschen. Es geht gegenüber der EWG nicht mehr um besser oder weniger gut. Es geht darum, daß Lebensformen, die für 180 Millionen Nachbarn gut sind, für uns 5 Millionen Schweizer nicht taugen, unserem Wesen widersprechen. Wir würden unglücklich, wenn sie uns aufgezwungen würden. Das würden sie, wenn wir uns dem werdenden Überstaat anschlössen. Wir würden in dem gewaltigen Menschenmeer auf die Dauer französisiert, italianisiert und «eingedeutscht», selbst beim besten Willen unserer Nachbarn.

Müssen wir uns opfern?

Die je 45 Millionen Franzosen und Italiener, die 55 Millionen deutschen Bundesrepublikaner sind durch den Zusammenschluß in ihrer Eigenart in keiner Weise gefährdet. Und diese Lösung ist für sie im Kampf gegen den Kommunismus das geringere Übel, weil ihre Völker doch nicht dazu zu bringen sind, die östliche Ideologie im persönlichen Einsatz im Alltag zu überwinden. Auch die 12 Millionen Holländer haben einen starken Schutz, in der Sprache. Und die Belgier haben ihr Königshaus. Unsere Besonderheit dagegen liegt im Politischen, in den Lebensformen, im Fühlen, im Unwägbaren. Sie ist umso schwerer zu verteidigen, als sie ihrerseits aus Dutzenden von kantonalen und regionalen Eigenarten besteht.

In der EWG herrscht vom Zentrum Brüssel aus zunächst eine unkontrollierbare Bürokratie. Später soll eine Parlamentsmehrheit die höchste Gewalt haben. Wenn sich die Schweiz in diesen Apparat integrieren ließe, würde sie in ihrer Bedeutung auf die Stufe des Saargebietes herabsinken. Das mag sich ein wenig ändern, wenn die Engländer und Skandinavier, die uns innerlich näher stehen, tatsächlich auch mitmachen werden. Doch werden diese auch dann weit weg sein. Heute jedenfalls würden wir uns durch einen Beitritt ganz einfach opfern.

Das kann man von keinem Volke verlangen. Zudem würde dieses Opfer niemandem nützen. Auch nicht ein Beitritt der Schweiz zur NATO, der die Konsequenz einer Vollmitgliedschaft bei der EWG wäre. Die zwei Divisionen Berufssoldaten, die wir nach den Normen der NATO dieser zur Verfügung stellen müßten, würden weniger zur Abwehr der kommunistischen Bedrohung Westeuropas beitragen als unsere auf die Verteidigung unseres Landes sich beschränkende Milizarmee.

Wir können dem Westen, auch in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus, unendlich viel mehr geben, wenn wir bleiben, was wir sind.

Extremisten des Kompromisses

Professor Walter Muschg hat in einer interessanten Interview-Serie der Illustrierten «Die Woche» den «Musterstaat» unsere Existenzlüge genannt. Sicher gibt es eine Anzahl Mitbürger, die glauben, die Welt brauchte sich nur an uns ein Beispiel zu nehmen und alles würde gut. Doch widerspricht im Grunde nichts mehr als diese Auffassung der wahren eidgenössischen Tradition. Etwas anderes ist es, wenn wir erklären, daß wir Schweizer eine besondere Begabung für die Politik haben, wie andere Völker etwa auf dem Gebiet der Musik, der Malerei, der Sprache, des gesellschaftlichen Verkehrs, der Gastfreundschaft und was der erstrebenswerten Betätigungen noch mehr sind.

Nein, wir haben keinen Musterstaat, aber einen Staat, in dem zu leben und an dem mitzuwirken sich lohnt. Ein staatliches Leben, an dem verhältnismäßig mehr Menschen mitwirken können und trotz allen schlechten Stimmbeteiligungen auch tatsächlich in irgend einer Form mitwirken als in jedem anderen Staat der Welt. Mit unserer Neutralität verteidigen wir auch gegenüber dem Westen diese Mitwirkungsrechte, die Willensbildung von unten nach oben, die Ablehnung jeder Machtkonzentration, die Autonomie unserer Gemeinden, die in der Welt wohl kaum ihresgleichen hat. Wir verteidigen noch mehr: die Rücksicht auf jeden Andersartigen, die Kunst des Ausgleichs, ja, die Freude an der Mannigfaltigkeit gegenüber den Tendenzen zur Vereinheitlichung, zur Vermassung. Wir verteidigen den Glauben an den Einzelnen (und schreiben dieses Wort trotz Duden groß), auch an den Eigenbrötler, an die kleinen Gemeinschaften, an die Kultur des Alltags, an eine feste Hierarchie der Werte bei aller Aufgeschlossenheit für das Moderne, an die Blumen, die im Verborgenen blühen. Wir verteidigen den Glauben an jeden Menschen und an den Sinn des Andersseins – die freiheitliche, demokratische, föderalistische, eidgenössische Lebensart, die viel mehr ist als eine bloße Staatsform.

Dabei sind wir im Grund verkappte leidenschaftliche Extremisten. Man muß sich nur einmal vergegenwärtigen, mit welcher Leidenschaft ein Bündner seit Jahrzehnten über die Frage der Rhätischen Bahn, ein Zürcher über das angebliche Problem der Nachtcafés, wir alle über den Benzin- und den Milchpreis diskutieren können, um zu sehen, wie wenig nüchtern wir im Grunde sind. Unsere berühmte Begabung zum Kompromiß ist denn auch mehr das Ergebnis eines geschickten psychologischen Tricks. Weil es nämlich gar nicht zum Aushalten wäre, wenn wir unseren Leidenschaften freien Lauf ließen, haben wir aus deren Ein-

dämmung unsere Hauptleidenschaft gemacht. Durch extremste Selbstüberwindung sind wir gewissermaßen zu Extremisten des Kompromisses geworden.

Ähnliches gilt für alle unsere politischen Tugenden, und das ist es wohl auch, was unserem Leben jene eigenartige Mischung von Kühnheit und Verkrampftheit verleiht, welche den fremden Beobachter oft vor so große Rätsel stellt. Wir sind auch da keine Muster, aber wie auch immer unsere politische Begabung psychologisch begründet sein mag – aus ihr heraus können wir der Welt etwas bieten. In dem, was wir verteidigen, wie auch in der starken Vorherrschaft des Willensmäßigen sind wir gewissermaßen westlicher als der Westen. Wir fühlen uns nicht besser als die übrigen Nationen des Westens. Aber wir verkörpern die Ideale, die der Westen als die seinen proklamiert, in besonders ausgeprägtem Maß. Und weil wir besonders unsere Nachbarn in diesem Sinn für weniger westlich halten als uns selbst, fühlen wir uns – so löst sich der früher erwähnte scheinbare Widerspruch – in unserer Eigenart nicht nur vom Osten, sondern auch durch den neuen Überstaat der Nachbarländer bedroht. Und aus demselben Grund sind wir trotzdem dafür, daß diese im Gegensatz zu uns durch möglichst feste vertragliche Klammern beim Westen gehalten werden.

Über das Politische hinaus

Die Sonderstellung, die wir uns erhalten wollen, soll uns zugleich Verpflichtung sein. Verpflichtung, bei all den Fragen, die sich uns durch die Technik stellen, nach Lösungen zu suchen, die dem einzelnen Menschen besser entsprechen als die Lösungen des Massenstaates. Wir sollen uns fragen, ob es nicht etwas anderes, besseres gibt als das Fließband und das Großraumtram. Ja, unsere im wesentlichen doch unversehrte Wertordnung, der Glaube an den einzelnen Menschen und an das Gute in ihm, den wir uns bewahren konnten, enthalten Möglichkeiten der Aussage, die weit über das Politische hinausweisen und die wir ausschöpfen sollten.

Käme es uns nicht besonders zu, im Gegensatz zur literarischen und philosophischen Mode der Gegenwart auch hie und da jenem Glück Ausdruck zu geben, das Hunderte und Aberhunderte von Millionen Menschen in aller Welt täglich immer wieder erleben? Darum erleben, weil sie sich weder vom Totalitarismus noch von der Atombombe davon abhalten lassen, die Vollkommenheit der Schöpfung zu schauen, auf sie zu hören und sie zu empfinden. Und weil sie sich sagen, wenn der Tod oder die physische Entartung durch das befreite Atom über die ganze Menschheit kommen sollte, dann werde eben auch das so sein müssen und wie alles, was geschieht, seinen Sinn haben. Weil sie sich sagen, daß man ja ohnehin sterben müsse und jederzeit krank werden könne. Daß es aber, ob es so weit komme oder nicht, in jedem Fall Sünde ist, darob all das Schöne und Gute, das einem die Welt täglich schenkt, unbeachtet liegen zu lassen.

Wäre das nicht geradezu die ideale Haltung für echte Nonkonformisten?

Da musste ich lachen

Ein kleines Maiteli aus dem Prätigau fährt mit dem RhB-Züglí allein von Serneus nach Chur. Seine Mutter wird es am Churer Bahnhof in Empfang nehmen. Wie staunt aber die Mama, als das Töchterli — aus dem noblen, rot geplüschten Erstklaßcoupé aussteigt?!?

«Jo waisch, der Kundiktör hätt mi no extra gfrogt, ob i wüß, daß das erschti Klaß sei und ob i gnueg Rappa bi mer hei? Do han am i denn schu gsait, daß i das dänk woll wüß, daß i in dia erscht Klaß gäng und denn öppa no zum Lehrer Margadant!! Dernoh hät er gsait: ‚Aha, so, jo, denn blib nu, so isch as schon guat!'»

E. S. in Z.